Werk

Titel: Die Gegenwart des Gottesreichs in den Parabeln vom Senfkorn und Sauerteig, von de...

Autor: Traub, Fr.

Ort: Tübingen

Jahr: 1905

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?507831411_1905_0015|log9

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Die Gegenwart des Gottesreichs
in den Parabeln vom Senfkorn und Sauerteig, von der selbstwachsenden Saat, dem Unkraut und dem Fischnetz.

Von

Fr. Traub,

Ephorus am evangel. theol. Seminar Schöntal.

Ob das Reich Gottes in der Verkündigung Jesu als eine gegenwärtige, in dieser irdischen Welt wirksame, sich entwickelnde und wachsende, oder als eine rein zukünftige, transzendente Größe zu denken sei, oder ob beide Auffassungen in den Worten Jesu ihren Anhalt haben und wie sich dann beide verhalten, ist eine noch immer offene Frage neutestamentlicher Forschung. Die nachfolgenden Zeilen verfolgen nicht die Absicht, das ganze komplizierte Problem zu erörtern. Nur zu der viel enger begrenzten Frage, was die in der Ueberschrift genannten Parabeln für das Problem ergeben, soll ein Beitrag versucht werden. Diese Parabeln sind es ja vor allem, in denen man von jeher den Gegenwartscharakter des Gottesreichs zu finden glaubte. „Die Gegenwart des Reiches im geistigen Besitz und in der innerlichen Gewalt desselben ist das Geheimnis, welches allein den Jüngern zugänglich ist.“ Dieser Satz Weizsäckers in den „Untersuchungen über die evangelische Geschichte“ vom Jahr 1864 (S. 415) hat wohl damals einen weitreichenden Konsensus zum Ausdruck gebracht. Ich erinnere sodann aus späterer Zeit an die Darstellungen des Lebens Jesu von Beyschlag und B. Weiß. Beyschlag schreibt über die

Saatparabel des Markus 4,26 ff.: „Die ganze Werdenatur des Reiches Gottes ist in ihr abgebildet, der Grundriß seiner geschichtlichen Entwicklung prophetisch gezeichnet.“ (3. Aufl. II, 226) und über die Himmelreichsparabeln überhaupt: „Das Himmelreich ist zur reinen Gotteskraft geworden, welche Herz und Welt von innen heraus erfaßt und verklärt — seine letzte vollendende Ausgestaltung wächst aus der gegenwärtigen Stiftung und Wirksamkeit vernünftig, sittlich, geschichtlich hervor.“ (S. 227.) B. Weiß lehnt zwar den Gedanken einer „immanenten“ Entwicklung ab, da das Heilswerk in seiner ganzen Ausdehnung schlechthin vom Wirken Gottes abhängig sei (3. Aufl. II, S. 279). Aber eine allmähliche Entwicklung findet auch er in den Parabeln abgebildet (S. 22 f.). Und auch heute noch, nach der religionsgeschichtlichen Bewegung, die auch diese Fragen in neue Bahnen gelenkt hat, erklärt ein so berufener Forscher wie Schürer ohne viel Begründung, fast als sage er Selbstverständliches: „Das Reich Gottes kommt nicht plötzlich und sinnenfällig, sondern allmählich und unvermerkt. Dieses allmähliche Kommen wird auch durch Gleichnisse anschaulich gemacht. Wie die Saat allmählich wächst und der Sauerteig allmählich alles durchdringt, so entwickelt sich das Gottesreich von kleinen Anfängen an zu immer gewaltigerem Umfang und durchdringt immer mehr alle Weltverhältnisse.“ Ja, er fügt sogar hinzu: „Diese Gleichnisse wenden sich direkt polemisch gegen die jüdische Auffassung und wollen sie korrigieren. Nach der jüdischen Auffassung sind die gegenwärtige und die künftige Weltperiode durch einen scharfen Einschnitt getrennt. Durch ein wunderbares Eingreifen Gottes folgt plötzlich eine völlige Umgestaltung. Für Jesus ist das wesentliche Gut nicht diese äußere Umgestaltung, sondern die Wirksamkeit der Gnade Gottes schon unter den gegenwärtigen Existenzbedingungen. Darum ist mit Jesu Wirken das Gottesreich in seinen Anfängen schon vorhanden.“ (Zeitschrift für Theologie und Kirche 1903, S. 445.)

Natürlich wird auch von den früheren Forschern nicht in Abrede gestellt, daß neben diesem immanenten, geschichtlichen, auch ein transzendenter, eschatologischer Gottesreichsbegriff in der Predigt Jesu auftritt. Die Art, wie beide in Beziehung gesetzt

werden, ist sehr verschieden. Entweder nimmt man an, daß für das Bewußtsein Jesu selbst beide Vorstellungen sich nur wie zwei Stufen verhalten. Oder beide stehen im Bewußtsein Jesu unvermittelt nebeneinander oder es werden beide auf verschiedene Perioden seines Wirkens verteilt. Die Tatsache selbst aber, daß eine stark eschatologisch gefärbte Vorstellung in der Predigt Jesu vorhanden ist, ließ sich angesichts des exegetischen Materials kaum bestreiten. Aber diese Tatsache hat ein ganz anderes Gewicht erhalten, seitdem die theologische Forschung der religiösen Literatur des Spätjudentums sich bemächtigt und von hier aus das Verständnis der Reichspredigt Jesu zu gewinnen versucht hat. Nun erschien plötzlich der eschatologische Begriff als der beherrschende; der andere trat entweder sehr zurück, oder wurde ganz ausgeschieden. Der Wortführer war hier J. Weiß in seinem Buche: „Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes", das 1892 in erster, 1900 in zweiter Auflage erschienen ist. Weiß bestreitet nicht, daß Jesus gelegentlich auch von einer Gegenwart des Gottesreichs gesprochen hat. Aber es waren dies Höhepunkte ekstatischer Begeisterung und es ist immer etwas ganz Bestimmtes, das Jesu dabei vorschwebt: der Sieg über den Satan, den er in den Dämonenaustreibungen erlebt; nicht aber handelt es sich um eine durchgehende und grundlegende Anschauung und am allerwenigsten hat Jesus irgendwo den Gedanken einer allmählichen, auf Erden sich vollziehenden Entwicklung des Gottesreichs geäußert.

Mußte aber nicht diese Auffassung notwendig an den Parabeln scheitern, die nach der bisher fast allgemein geltenden Anschauung den Gedanken einer irdischen Entwicklung abbilden, zumal die Parabeln vom Senfkorn und Sauerteig und von der selbstwachsenden Saat? Wie findet sich Weiß mit ihnen ab? In der ersten Auflage seiner Schrift will er sie überhaupt nicht auf das Gottesreich beziehen. Die übliche Einleitungsformel: „Das Reich Gottes ist gleich u. s. w." stamme nicht von Jesus, sondern von den Evangelisten. Die Senfkorn- und Sauerteigparabel würde viel richtiger eingeleitet: „Das Evangelium oder das Wort ist gleich ...." statt: „Das Himmelreich ist gleich ...." In der zweiten Auflage dagegen räumt Weiß gerade hinsichtlich der eben

genannten zwei Gleichnisse ein, daß sie sehr wahrscheinlich irgend etwas über das Reich Gottes lehren wollen. Aber daß von einem irdischen Entwicklungsprozeß des Gottesreichs die Rede sei, daß die transzendente Auffassung hier durch eine immanente, die wunderhafte durch eine ethische ersetzt sei, das bestreitet er noch ebenso entschieden wie früher. Er beruft sich jetzt auf Jülichers Methode der Parabelauslegung und findet, daß bei konsequenter Durchführung dieser Methode die Parabeln das gerade Gegenteil von dem beweisen, wozu sie bisher benutzt worden seien, „nicht eine immanente Entwicklung des Reiches, sondern die transzendente Herstellung der Herrschaft Gottes nach seinem Willen, zu seiner Zeit." S. 85. So wenigstens die Saatparabel M. 4,26 ff. Aber auch die anderen lehren wenigstens nicht das, was man hauptsächlich darin zu finden meinte, eine innere, allmähliche Entwicklung. Diese Meinung sei nur noch eine Nachwirkung des allegorisierenden Schlendrians. Jülichers Verdienst sei es, damit gründlich aufgeräumt zu haben; nur in der Auslegung von Mc. 4,28 ff. habe auch er noch einen allegorisierenden Rückfall erlitten. Ich möchte nun zu zeigen versuchen, daß gerade bei sorgfältiger Anwendung der Jülicher'schen Methode der Entwicklungsgedanke ganz unumgänglich ist. Ueber Recht oder Unrecht dieser vielfach angefochtenen, erst jüngst von Wellhausen bestrittenen Methode kann hier nicht geurteilt werden; aber wenn sich zeigen läßt, daß auch unter ihrer Voraussetzung der Entwicklungsgedanke nicht zu umgehen ist, so ist damit sein Recht überhaupt bewiesen, weil derselbe bei jeder anderen Auffassung der Parabeln um so sicherer sich einstellt. Soviel ich nun sehe, sind es hauptsächlich 3 Regeln, in denen jene Methode sich ausdrückt: 1) Die Parabel will veranschaulichen, überzeugen, beweisen. 2) Diesen Zweck erreicht sie nur, wenn in der Bildhälfte alles eigentlich genommen wird, während in der Allegorie alle Begriffe uneigentlich gemeint sind und die Uebertragung auf ein anderes Gebiet fordern. 3) In der Parabel handelt es sich immer nur um einen Hauptgedanken, der Bild und Sache verknüpft. Die Aufgabe der Auslegung ist es, diesen einen Gedanken als das tertium comparationis herauszuheben, während es der Fehler der allegorischen Methode ist, daß

sie auch alle möglichen Nebenzüge „deutet" und auf die Sache überträgt.

Was ergibt sich nun hieraus zunächst für die Parabel vom Senfkorn? Weiß urteilt: „Bei der Deutung unseres Paares — Senfkorn und Sauerteig werden als gleichbedeutend zusammengenommen — wird von den meisten Exegeten ein ungebührliches Gewicht auf den Nebenzug gelegt, daß ein langsamer, allmählicher Entwicklungsprozeß vor sich geht, während doch der Hauptgesichtspunkt deutlich ein anderer ist. Die Wirkung beruht auf dem Kontrast zwischen den kleinen, unscheinbaren Anhängen und dem überraschend großen Fortgang. Jene Verschiebung der Nüance hat, wie wir später zeigen werden, verhängnisvolle Folgen." 2. Aufl. S. 48 f. Später heißt es dann: „Es ist hier besonders deutlich, wie man den Hauptgedanken der Gleichnisse vernachläßigt zu Gunsten gewisser Nebenzüge. Der Grundgedanke beider ist aus dem Kontrast zwischen der kleinen Ursache und der großen Wirkung, zwischen dem unscheinbaren Anfang und dem überwältigend großen Erfolge zu entnehmen. Wie gering und unscheinbar die Anfänge des Reiches Gottes, die Jesus kennt, auch sein mögen — es kommt eine Zeit, wo der völlige Sieg da sein wird. Ebenso wie in der Natur das Kleine und Unbedeutende die allergrößten Wirkungen haben kann, so wird auch der kaum erst sichtbare Erfolg Jesu dereinst alle Erwartungen übertreffen. Bei dieser Auffassung, die sich an den Grundgedanken hält, kommt die unbeirrte Glaubenszuversicht Jesu schön und bezeichnend zum Ausdruck". Dagegen sei darüber nichts gesagt, „daß der Schritt vom kleinen Anfang bis zum glänzenden Enderfolg auf dem Wege einer „Entwickelung" vor sich gehe. Die Vorstellungen einer Entfaltung des Keims zur Pflanze, einer Gährung aus eigener Kraft, von einer „Durchdringung" des Volks mit der Gottesherrschaft, von einem „Wachstum" und einer „Ausbreitung" des Reiches Gottes — das alles ist nichts als eine verwirrende Herübernahme von einzelnen Zügen der Gleichnisse, die nun in der Deutung als Metaphern wiederkehren. Diese Metaphern sind ein Rest der allegorischen Exegese und als unmethodisch zu verbannen." S. 83 f. Zuletzt beruft sich Weiß noch auf Jülicher, der erfreulicherweise ebenfalls

die übliche Entwicklungstheorie abgelehnt habe, und zitiert dessen Schlußsatz: „Jesu Hauptinteresse war nicht die Notwendigkeit und die Weisheit einer längeren, allmählich fortschreitenden Entwicklung, sondern die Gewißheit, daß beim Himmelreich die Periode der Vollendung auf die der Mangelhaftigkeit folge, sorgenden Jüngern klar zu machen; er ist eben kein Geschichtsphilosoph, sondern ein Prophet."

Ich möchte zunächst bemerken, daß Jülicher in der Frage doch erheblich vorsichtiger ist, als Weiß. Er hat die „Entwicklungstheorie" keineswegs, wie Weiß behauptet, „abgelehnt", sondern nur nicht als das Hauptinteresse Jesu anerkannt. Daß sie wenigstens als Nebeninteresse mitwirkt, wird von ihm nicht ausgeschlossen. Vielmehr heißt es bei ihm unmittelbar vor dem oben zitierten Schlußsatz: „Ob Jesus vielleicht den Weizensamen, das Senfkorn, den Sauerteig sich für die Himmelreichsparabeln auch deswegen erlesen hat, weil sie alle die Vorstellung eines ununterbrochenen Fortschritts erzeugen, wage ich nicht zu verneinen, aber auch nicht zu behaupten; daß wie andere Dinge auch das Himmelreich mit der Zeit zunimmt, an Umfang und Einfluß gewinnt, war ja ein sehr naheliegender Gedanke." (Die Gleichnisreden Jesu II, S. 580 f.). Ich glaube aber, wir müssen hier noch einen Schritt weitergehen und zwar gerade dann, wenn wir nach Jülichers Vorgang nur nach dem Einen Hauptgedanken suchen, der den Sinn der Parabel bestimmt. Die Frage ist nur, wie weit dieser Hauptgedanke reicht? Ist derselbe schon erschöpft in dem Kontrast der kleinen, unscheinbaren Anfänge nnd des überraschend großen Fortgangs? Gewiß gehört dieser Kontrast mit dazu. Daß im Reich Gottes auf die unscheinbaren Anfänge eine herrliche Vollendung folgen werde, das wollte Jesus solchen Jüngern, welche durch die geringen Dinge der Gegenwart niedergedrückt waren, zu Gemüte führen, indem er ihnen das Beispiel des Senfkorns vorhielt, an dem sie diesen Fortschritt vom Kleinen zum Großen immer von neuem beobachten konnten. Aber konnten die Kleinmütigen ihm nicht entgegenhalten, daß ihnen mit diesem Beispiel nichts geholfen sei? Wer bürgt uns dafür, daß es im Himmelreich ebenso zugeht, wie beim Senfkorn? Gibt es nicht unendlich

viel Kleines in der Welt, das nie zu Großem sich auswächst, das klein ist und bleibt? Warum sollte das Reich Gottes gerade den Erscheinungen gleichen, bei denen es einen Fortschritt gibt von Kleinheit zur Größe? Die Parabel soll überzeugen, beweisen. Konnte sie das, wenn sie nichts anderes enthielt als den Kontrast von Kleinheit und Größe? Ueberzeugend war sie offenbar erst dann, wenn sie außer diesem Kontrast noch ein weiteres enthielt, nämlich dies, daß die künftige Größe in der gegenwärtigen Kleinheit schon angelegt ist. Darum wird aus dem kleinen Senfkorn die große Senfstaude, weil diese schon als Keim in jenem enthalten ist. Und darum dürfen die kleinmütigen Jesusjünger glauben, daß es im Himmelreich ebenso gehen wird, weil auch in der unscheinbaren Gegenwart doch etwas spürbar ist, das der Keimkraft der Pflanze vergleichbar ist, eine innere Gotteskraft, die Jesus seinen Jüngern zu empfinden gab. Mit derselben Notwendigkeit, mit der aus dem Samen die Pflanze wird, muß aus der geringen Gegenwart das zukünftige Herrlichkeitsreich hervorgehen. Die Notwendigkeit beruht auf dem allgemeinen Gesetz des Natur- und Geisteslebens, daß jede Keimkraft unter den entsprechenden Bedingungen zur Entfaltung dringt. Ist dies richtig, so läßt sich der Entwicklungsgedanke mit keiner Gewalt aus dem Senfkorngleichnis hinausbringen.

Auch noch von einer anderen Seite her ergibt sich dasselbe Resultat. Es gibt ja außer Senfkorn und Sauerteig noch viele Dinge in der Welt, welche den Fortschritt von Kleinheit zur Größe erkennen lassen. Ein Bauwerk z. B., das Menschen aufführen, ist auch erst klein und wird immer größer. Aber der Fortschritt ist hier nicht durch eine immanente Entwicklung bedingt, sondern durch ein Eingreifen von außen. Wäre es Jesus bloß um den Kontrast anfänglicher Kleinheit und schließlicher Größe zu tun gewesen, so hätte auch ein derartiges Bild genügt. Aber es war gewiß ein sicherer Instinkt, der ihn aus der Fülle der ihm zu Gebot stehenden Anschauungen gerade solche Bilder herausgreifen ließ, welche eine immanente Entwicklung aufweisen. Der Grund dürfte wohl darin liegen, daß eben auch in der Sache, die er darstellen will, es sich nicht bloß um den Kontrast von kleinen

Anfängen und großen Zielen, sondern darum handelt, daß der Fortschritt von jenen zu diesen durch eine immanente Entwicklung vermittelt ist. Daß die Entwicklung eine langsame, Jahrhunderte und Jahrtausende lange sein werde, das allerdings kann aus der Vergleichung nicht gefolgert werden. Ueber die längere oder kürzere Dauer ist ihr überhaupt nichts zu entnehmen. Aber die Entwicklung selbst läßt sich nicht wegbringen. Der apokalyptische Gottesreichsbegriff ist damit nicht vereinbar. In dem Moment, in dem Jesus die Senfkornparabel gesprochen hat, kann er das Reich Gottes nicht zugleich als eine rein transszendente Größe gedacht haben, die am Ende der Tage durch ein Allmachtswunder Gottes in die Erscheinung tritt. Ein solches Kommen reißt jeden Faden einer Entwicklung ab, kann also nicht zusammengedacht werden mit einer Vorstellung, für welche gerade der Entwicklungsgedanke charakteristisch ist.

Daraus folgt aber sofort noch ein Weiteres. Fragt man nach dem Inhalt dessen, was Jesus mit dem gegenwärtigen Gottesreich gemeint hat, so kann derselbe nicht im Sieg über die Dämonen bestehen, wie Mt. 12,28. Denn diese Vorstellung steht in Korrelation zum eschatologischen Begriff des Gottesreichs, der hier eben verlassen ist. Außerdem hebt Weiß selbst hervor, daß solche Worte, wie Mt. 12,28 Höhepunkte prophetischer Begeisterung darstellen, denen man nur gerecht werde, wenn man sie als Aeußerungen pneumatischer Ekstase zu begreifen sucht. Das paßt aber auf die Parabeln nicht. Wohl ist es ein großes und sieghaftes Bewußtsein, das aus ihnen spricht. Aber die Stimmung ist die einer ruhigen Sicherheit und Klarheit, nicht ekstatische Erregtheit. Fragt man aber, was denn dann positiv der Inhalt des Gottesreichs sei, so vermag ich den verpönten Gedanken nicht ganz abzuweisen, Jesus habe an die Verwirklichung der Gottesherrschaft in seinem Jüngerkreis gedacht. Das ist wenigstens eine Größe, von der ohne Zwang behauptet werden kann, daß sie sich entwickelt, daß sie wächst und daß sie von einem Zustand der Mangelhaftigkeit zu einem Zustand der Vollendung hinangeführt wird. Denkt man an das transszendente Gottesreich, so bedarf es keines Beweises, daß von einem Wachstum desselben im Ernst

nicht die Rede sein kann. Redet man aber von einem „Komplex von Ewigkeitsgütern, die zu immer größerer Mächtigkeit aufwachsen" (Haupt, die eschatologischen Aussagen Jesu, S. 73), so vermag ich mir darunter nichts Deutliches vorzustellen. Es ist doch wohl nicht ohne Grund, daß selbst Jülicher sich den Satz entschlüpfen läßt: „was wächst, ist nicht das Wort, sondern sind gläubige Menschen, und die bilden eben in ihrem Zusammenhang mit dem Messias das Himmelreich, oder vielmehr sie fangen an, es zu bevölkern; ihre Zunahme ist sein Wachsen." (II. S. 577.) Man kann hiegegen nicht einwenden, mit der Gegenwart des Reiches Gottes habe Jesus jedenfalls irgendwelche verborgene, geheimnisvolle Vorgänge andeuten wollen. „Es müssen Dinge sein, die nicht so auf flacher Hand liegen, daß sie jedem ohne weiteres klar sind. Es kann also z. B. nicht die Sammlung eines Anhängerkreises, es kann auch nicht eine deutlich erkennbare neue Sittlichkeit sein. Es wird sich um Vorgänge handeln, die dem blöden Auge der Gegner überhaupt verborgen bleiben, während sie dem Auge des Glaubens deutlich sichtbar sein können." Weiß S. 88. Gewiß; nur braucht man deshalb nicht gleich an Dämonen zu denken. Die Sammlung einer Anhängerschaft ist freilich etwas sehr auf flacher Hand liegendes; aber daß diese kleine ärmliche Anhängerschaft als Anbruch des Reiches Gottes gewertet wird, das ist eine so gewaltige Paradoxie, daß nur der kühnste Glaube sie zu fassen vermag.

Die Sauerteigsparabel nehmen Weiß und Jülicher mit der Senfkornparabel als völlig gleichbedeutend zusammen. Auch bei ihr sei das tertium comparationis lediglich der Gegensatz des kleinen Anfangs und des großen Ziels. Wenn man noch irgend eine andere Nüancierung des Gedankens aus der Parabel herauslesen wolle, so sei dies lediglich ein noch unüberwundener Rest der allegorischen Methode. Ich kann mich hievon nicht überzeugen, habe vielmehr den Eindruck, daß hier aus Angst vor dem Allegorisieren der einfache und richtige Sinn der Parabel verfehlt wird. Die Meinung freilich, im Senfkorngleichnis solle die extensive, im Sauerteigsgleichnis die intensive Kraft des Himmelreichs dargestellt werden, dürfte sich schwerlich

halten lassen. Dieser Schein entsteht doch nur dadurch, daß beim Evangelisten Matthäus beide Gleichnisse unmittelbar nebeneinanderstehen. Aber Jesus hat beide schwerlich in einem Atemzug gesprochen. Auch hat er, als er die Senfkornparabel vortrug, nicht bloß die quantitative Ausbreitung, sondern auch die qualitativen Wirkungen des Gottesreichs im Sinne gehabt. Damit ist jene Gegenüberstellung der zwei Parabeln bereits als irrig erwiesen. Was dagegen die Sauerteigsparabel für sich betrifft, so glaube ich nicht, daß es bloß irregeleitetes Allegorisieren ist, wenn man etwas anderes als den mehrfach erwähnten Kontrast darin findet. Vielmehr scheint sich mir ein solches Resultat gerade dann zu ergeben, wenn die Parabel lediglich als Parabel genommen wird. Bei jeder Parabel ist die erste Aufgabe die, sich klar zu machen, was nach populärem Verständnis das eigentlich Charakteristische an dem im Bilde geschilderten Vorgange ist. Das ist aber im vorliegenden Falle doch ohne Zweifel dies, daß der Sauerteig die Mehlmasse durchdringt und umschafft. Im Vergleich damit ist das andere, daß der Sauerteig zuerst ein kleines Klümpchen ist und zuletzt durch den ganzen Teig hindurchgeht, sekundär. Entnimmt man somit das tertium comparationis dem, was das Charakteristische des Bildes ist, so ergibt sich die alte populäre Auslegung als die richtige: Wie der Sauerteig das Mehl, so durchdringt das Reich Gottes das Menschenleben. Was näher damit gemeint ist, ob Jesus an das Leben des Einzelnen gedacht hat oder an die Zustände des Volkslebens, das könnten wir nur dann sagen, wenn wir den Anlaß und die Situation wüßten, in der Jesus das Gleichnis gesprochen hat. Inwieweit außerdem noch der Fortschritt von kleinen Anfängen zu großen Erfolgen von Jesus auch in dieser Parabel mitgedacht ist, möchte ich nicht entscheiden. Eines aber ist hier noch deutlicher als in der Senfkornparabel, daß nämlich ein in der irdischen Geschichte sich vollziehender, geistiger Prozeß geschildert wird, also gerade das, was Weiß aus dem Reichsgottesgedanken Jesu entfernen will. Nichts dagegen möchte ich wiederum darüber aussagen, welche konkrete Vorstellung vom Reich Gottes hier maßgebend ist. Am nächstliegenden wäre es wohl, mit Haupt an einen Komplex von Gütern

und Kräften zu denken, der das Weltleben „durchdringt". Aber ausschließen möchte ich auch den Gedanken nicht, der sich beim Senfkorngleichnis am nächsten legt, den Gedanken an den Jüngerkreis. Oder konnte Jesus seine Anhänger nicht ebensogut einem Sauerteig vergleichen, wie er zu ihnen sagte: ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt?

Die Saatparabel des Mc. 4,26 ff. hat man früher vielfach mit der Unkrautparabel des Mt. kombiniert und die eine aus der anderen abgeleitet, entweder jene als Verkürzung aus dieser, oder diese als Erweiterung aus jener. Neuere Forscher sind darin behutsamer geworden und haben die hohe Originalität zum mindesten der Markusparabel anerkannt. Die Unkrautparabel des Matthäus dürfte allerdings in ihrer gegenwärtigen Form eine starke Ueberarbeitung darstellen, aber nicht etwa der Markusparabel, sondern eines selbständigen auf Jesus zurückgehenden Parabelkerns. Wollte man die Matthäusparabel als Erweiterung der Markusparabel begreifen, so müßte man annehmen, daß bei der Erweiterung gerade die Pointe des Markus: Selbständigkeit des Wachstums verloren ging, dagegen die Pointe des Matthäus: Gegensatz von Unkraut und Weizen hinzuwuchs. Die Originalität der Markusparabel wird auch von J. Weiß anerkannt; doch glaubt er auch hier die „Entwicklungstheorie" fernhalten zu müssen, während auf diesem Punkt Jülicher den schon erwähnten allegorisierenden Rückfall erleidet. Nach ihm soll nämlich die Parabel „an der Notwendigkeit, wie auf dem Felde bei der Saat es von Stufe zu Stufe vorwärts geht, die unerschütterliche Notwendigkeit demonstrieren, mit der auch das Himmelreich, gleichviel ob die Menschen ihm den Rücken kehren oder sich zu ihm drängen, ob sie ihm helfen oder es befehden, sich weiter entwickelt und immer weiter, bis das Ziel erreicht ist." II. S. 525. Weiß meint dagegen, bei dieser Deutung werde das Wachstum der Frucht als das eigentlich Wesentliche so stark betont, daß darüber die mit soviel Liebe in den Vordergrund gestellte Person des Landmanns zu wenig beachtet werde. S. 48. Das logische Subjekt des ganzen Vorgangs sei überhaupt nicht das Samenkorn, sondern der Bauer und der Sinn derselben sei demgemäß der: „wie der

Landmann nach vollzogener Saat nur warten kann und die Entwicklung des Korns sich selbst überlassen muß, bis die Reife der Frucht den Termin der Ernte anzeigt, wie er nichts von dem Wachstumsprozeß versteht und in keiner Weise ihn zu beeinflussen imstande ist, so kann niemand, auch Jesus nicht, das Kommen des Reiches Gottes durch selbsttätiges Mitanfassen herbeiführen. Es kommt, wenn nach Gottes Willen seine Zeit da ist. Das Gleichnis mahnt zu geduldigem Warten und warnt vor willkürlichem Eingreifenwollen, es antwortet nicht auf die theologische Frage: wie kommt das Reich Gottes? sondern auf die brennend ungeduldige: wann kommt es? kann man nicht etwas tun, daß es schneller komme? Vielleicht wendet es sich gerade wie Mt. 11,12 gegen die βιασταί, welche das Himmelreich herbeizwingen, vom Himmel herabreißen möchten." Hier erweckt zunächst der Satz Bedenken, daß nicht das Samenkorn, sondern der Bauer das durch das ganze Gleichnis hindurchgehende logische Subjekt sei. Dem „mit soviel Liebe in den Vordergrund gestellten Landmann" möchte ich das mit so sichtlichem Nachdruck ins Zentrum gerückte αὐτομάτη entgegenstellen und gerade umgekehrt behaupten: Die Schilderung des Bauern und seines Nichteingreifenkönnens ist nur Mittel um jenes αὐτομάτη umso eindrücklicher zu machen. So von innen heraus, so aus eigener Kraft geht das Wachstum vor sich, daß der Mensch eben nichts tun kann, als warten. Allerdings ist — das muß zugegeben werden — der Schlußvers der Parabel v. 29 in seiner gegenwärtigen Fassung störend, aber doch nicht unverständlich, wie der Vers in der Ueberlieferung hinzuwachsen konnte, zumal bei einem Evangelisten, der die ganze Parabel als Allegorie nahm und in dieser vermißte, was ihm am meisten am Herzen lag: den Hinweis auf die Parusie (vgl. Jülicher II. S. 544 f.). Gibt man also zu, daß nicht der Bauer, sondern die Saat der eigentliche Gegenstand der Parabel ist, so ist die Konsequenz nicht zu umgehen, daß hier eine immanente Entwicklung des Gottesreichs behauptet wird.

Aber auch wenn Weiß mit seiner Behauptung, der Bauer sei das logische Subjekt, Recht hätte, ergäbe sich doch dieselbe Konsequenz. Jesus soll die Ungeduldigen gewarnt haben: laßt

euer Stürmen und Drängen, es hilft doch nichts; denkt an den Landmann, der zuerst sät, zuletzt erntet, im übrigen aber die Saat sich selbst überlassen muß. Aber ein solcher Vergleich dürfte den Stürmern schwerlich viel Eindruck gemacht haben. Sie konnten sagen, daß natürlich ein Bauer nichts tun könne, als warten; aber anders sei es bei ihnen, die es mit dem Reich Gottes zu tun hätten. Oder vielmehr, wenn ihnen solche Einwände nicht kamen, so wird dies daran gelegen haben, daß das ὅμοιον der Parabel eben noch mehr in sich schloß, als die Unmöglichkeit des Eingreifens, nämlich auch die Ursache dieser Unmöglichkeit, die darin lag, daß das αὐτομάτη im Reich Gottes ebenso gilt, wie auf dem Saatfeld. Dann und nur dann ist der Vergleich überzeugend. Deshalb ist das Nachhelfenwollen gleich sinnlos beim Reich Gottes, wie bei der Saat, weil beide ihr eigenes Wachstum haben. Dabei mag es dahingestellt bleiben, ob die Rede ihre Spitze gegen Stürmer und Dränger kehrt, die zur Geduld ermahnt werden sollen; sie kann sich ebensogut an Verzagte wenden, denen Jesus durch sein Gleichnis den Mut stärken wollte. Das Resultat, daß von einer immanenten Entwicklung die Rede ist, bleibt beidemal dasselbe.

Aber gerade dieser Gedanke einer „immanenten" Entwicklung wird auch noch von anderer Seite in Anspruch genommen. Bei E. Haupt S. 81 lesen wir: „Allerdings wird ja in allen Gleichnissen, die den Vergleich mit einem Samen enthalten, am meisten dem vom selbstwachsenden Samen Mc. 4, 26, ferner in den Gleichnissen vom Senfkorn und Sauerteig, von einer Entwicklung geredet, aber der Nachdruck liegt nie darauf, daß von selbst, durch einen Natur-Prozeß, das schließliche Resultat herauskommt." Aber Mc. 4, 28 heißt es doch mit aller wünschenswerten Deutlichkeit: αὐτομάτη ἡ γῆ καρποφορεῖ und auf diesem αὐτομάτη liegt das Hauptgewicht der ganzen Schilderung. Wie man angesichts dessen das „von selbst" bestreiten kann, verstehe ich nicht. Bei Haupt dürfte sich die Bestreitung daraus erklären, daß er das „von selbst" sofort mit dem „Naturprozeß" identifiziert. Aber das ist voreilig. Der „von selbst" vor sich gehende Prozeß, der auf dem Naturgebiet ein Naturprozeß ist, ist natürlich auf geistigem

Gebiet ein geistiger Prozeß. Wenn dann Haupt den oben begonnenen Satz so fortsetzt: „sondern teils, und zwar gerade in dem Gleichnis Mc. 4, 26, darauf, daß die göttliche Kausalität, die den Samen säet, auch gewiß ihn zur Ausbildung gelangen lassen kann, ohne daß menschliches Bemühen dazu nötig ist", so beruht dies, wie mir scheint, auf einer unzuläßigen Ineinandermengung von Sache und Bild. Von einer göttlichen Kausalität, die den Samen sät, sagt der Text kein Wort; sondern „ein Mensch" streut den Samen aus und der Gegensatz des Bildes ist nicht der von menschlichem Bemühen und göttlicher Kausalität, sondern von menschlichem Bemühen und immanenter Naturkraft; diesem Gegensatz des Bildes entspricht in der Sache der Gegensatz von menschlichem Bemühen und immanenter Gotteskraft.

Es will also auch hier nicht angehen, den Gedanken einer Entwicklung zu eskamotieren. Wenn Jesus wirklich die drei Parabeln vom Senfkorn, vom Sauerteig und der selbstwachsenden Saat gesprochen hat, so hat er dabei den Gedanken einer irdischen Entwicklung des Gottesreichs im Sinne gehabt. Freilich steht daneben der rein transszendente Begriff, und zwar nimmt er quantitativ den breiteren Raum ein. Aber wir haben kein Recht, deshalb die andere Vorstellung auszuscheiden; vielmehr haben wir einfach die Tatsache anzuerkennen, daß beide Vorstellungen in der Predigt Jesu nebenanderstehen und ein eindeutig bestimmter Begriff des Gottesreichs bei ihm nicht vorhanden ist.

Es ist aber noch ein anderes Parabelpaar, das sich der eschatologischen Deutung des Gottesreichs nicht fügen will. Den Schatz und die Perle möchte ich in diesem Zusammenhang nicht aufführen. Hier ist so deutlich der alles überragende Wert des Gottesreichs der Vergleichungspunkt, daß man nicht erwarten darf, noch irgend einen anderen Aufschluß über dasselbe zu erhalten als eben den, daß ein Mensch bereit sein muß, alle anderen Güter um des Gottesreichs willen dranzugeben. Dieses Werturteil verhält sich aber vollständig neutral zu der Frage, ob das Gottesreich eine gegenwärtige oder eine zukünftige Größe ist. Auch im letzteren Falle besteht es zu Recht. Wenn freilich Weiß ausdrücklich betont, der Vorgang werde in den Gleichnissen so ge-

schildert, daß um eines noch fernen Guts willen alle erdenklichen Opfer gebracht werden müssen, so will mir fast scheinen, als ob auch er hier einen allegorischen Rückfall erlitte. Ob das Gut ein nahes oder fernes ist, das ist im Vergleich mit dem Wertgedanken, den die Parabeln aussprechen wollen, völlig gleichgültig. In beiden Fällen gilt es um seinetwillen alles andere zu opfern. Auch darauf möchte ich kein Gewicht legen, daß das Himmelreich hier als ein Gut erscheint, das der Einzelne erwerben soll. Ins künftige Gottesreich, könnte gesagt werden, kommt man hinein oder nimmt an ihm teil, aber man erwirbt oder besitzt es nicht. Es scheint also der formale Begriff des „Reichs" überhaupt verlassen und der eines Guts für die einzelne Seele an seine Stelle getreten zu sein. Aber jene Ausdrucksweise kann auch nur populäre Breviloquenz sein. Man sagt Himmelreich und meint die Teilnahme am Himmelreich. Jülicher wird Recht haben, wenn er sagt: „wie jedermann um eines großen Glücksguts willen (z. B. Schatz, Perle) die kleineren alle zusammen gern und freudig dahingibt, so muß der Mensch um des Himmelreichs willen, d. h. um da hinein zu gelangen, auf alles andere verzichten." II. S. 583. Auch ist ja allgemein zugegeben, daß aus der grammatikalischen Form der Einleitungsformeln kein Schluß auf die logische Ordnung der Begriffe in der Parabel gezogen werden kann. Wenn es heißt: „das Himmelreich ist einem Schatze ähnlich, der im Acker verborgen war", so folgt daraus nicht, daß nun das Himmelreich selbst unter die Kategorie eines Schatzes oder eines Guts gestellt werden soll. Die nächste Parabel beginnt ja: „Wiedrum ist das Himmelreich ähnlich einem Kaufmann". Hier wäre eine analoge Schlußfolgerung aus der grammatikalischen Form absurd. Vielmehr sind jene Einleitungsformeln etwa zu umschreiben: im Himmelreich geht es so und so zu, wie in der Geschichte vom Schatz und von der Perle.

Dagegen sind es die Unkraut- und Fischnetzparabel, welche der eschatologischen Fassung des Himmelreichs entgegenstehen. Es ist auffallend, daß Weiß sich nirgends in seinem Buche mit diesen Parabeln auseinandersetzt. Er redet immer nur von der sekundären Matthäusredaktion, in der beide überliefert

sind, wirft aber nie die Frage auf, ob nicht der sekundären Bearbeitung ein originaler Kern zu Grunde liegt. Und doch läßt sich kaum annehmen, daß die Parabeln als Ganzes, auch ihre Bildhälfte, von Evangelisten erfunden worden wären. Die Deutung stammt wohl von ihm und mag vielfach auch die Fassung des Bildes beeinflußt haben. Aber das Bild selbst ihm zuzuschreiben, haben wir kein Recht. Hat aber Jesus wirklich einmal das Himmelreich mit einem Acker verglichen, auf dem Unkraut und Weizen wächst, und mit einem Fischnetz, in dem gute und faule Fische sind, so ist klar, daß er damit nur das Himmelreich in seiner irdischen Entwicklungsstufe gemeint haben kann; denn nur bei diesem trifft es zu, daß neben den guten auch böse Elemente sind. Ferner ist klar, daß das Himmelreich in der Gemeinschaft der Menschen sich darstellt, die dazu gehören; diese sind normaler Weise gute Menschen; aber die Unvollkommenheit alles Irdischen bringt es mit sich, daß auch böse darunter sind. So ganz ohne allen exegetischen Grund ist also die Meinung doch nicht, daß Jesus den Anbruch des Gottesreichs im Kreise der Messiasgläubigen erkannt habe. Daß er das Gottesreich immer so verstanden habe, behauptet niemand. Daß er es auch so gedacht hat, scheint mir durch die Parabeln vom Senfkorn, vom Unkraut und vom Fischnetz bewiesen zu sein.

Als A. Ritschl den überaus fruchtbaren Gedanken des Gottesreichs zum Aufbau seines theologischen Systems verwertete, machte ihm die zeitgeschichtliche Bedingtheit dieses Gedankens in der Verkündigung Jesu wenig Sorge. Er definierte das Reich Gottes als die Einheit des höchsten Guts und des sittlichen Ideals und war überzeugt, damit auch den Sinn des Ausdrucks bei Jesus getroffen zu haben. Ja er glaubte sogar aus den Gleichnissen herauszulesen, daß das Reich Gottes durch die sittliche Arbeit der Reichsgenossen zu stande kommt. „Die Gleichnisreden (Mc. 4), welche die Geheimnisse des Reiches Gottes darstellen, indem sie in den Bildern vom Wachstum des Getreides u. dergl. sich bewegen, deuten unter der Frucht immer ein Produkt der Menschen

an, welches aus deren Selbsttätigkeit hervorgeht, die durch die göttliche Saat, d. h. den Antrieb des göttlichen Offenbarungsworts hervorgerufen wird." (Unterricht. 3. Aufl. S. 3.) Das ist nun freilich so ziemlich das Gegenteil von dem, was speziell die Saatparabel des Mc. 4,26 sagen will. Denn ihre Meinung ist, wie wir gesehen haben, gerade die, daß die Menschen nichts dazu tun können. Ob nicht der Gedanke Ritschls in anderen Aeußerungen Jesu doch seinen Anhalt hat, kann hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls war sein ganzes Interesse von der dogmatischen Verwertbarkeit der Gottesreichsidee so gefesselt, daß die rein historische Frage, was Jesus mit jener Idee gemeint habe, ihm nicht in ihrer vollen Tragweite zum Bewußtsein kam. Heute kommen wir leicht in die entgegengesetzte Gefahr. Gerade die dogmatische Verwertung macht gegen jedes Resultat der historischen Untersuchung, welches jene Verwertung begünstigt, mißtrauisch. Um jeden Schein dogmatischer Voreingenommenheit zu vermeiden, ist man geneigt, einen solchen Sinn der Reichsgottesidee, welche sie der modernen Deutung annähert, von vornherein abzulehnen. Dazu kommt der starke Eindruck der religionsgeschichtlichen Forschung, welche den Blick für die weitreichende Uebereinstimmung des evangelischen und des apokalyptischen Begriffes in überraschender Weise geschärft hat. Aber weder dieses historische noch jenes dogmatische bezw. antidogmatische Motiv darf uns den Blick für die Tatsache trüben, daß nach exegetischem Befund bei Jesus beide Vorstellungen vorhanden sind, die apokalyptische und die geistige. Beide theoretisch gegeneinander auszugleichen, lag nicht in seinem Beruf. Seine ganze Seele hing an der praktischen Aufgabe, Menschenseelen für Gottes Reich zu gewinnen. Gar nichts lag ihm an der Aufstellung eines theoretisch unanfechtbaren Begriffs.

Ein dogmatisches Interesse, dieses Resultat festzustellen, liegt meines Erachtens nicht vor; jedenfalls glaube ich es auf rein exegetischem Weg gewonnen zu haben. Das innere Leben Jesu könnte auch dann Fundament unseres Glaubens sein, wenn seine Anschauung vom Reiche Gottes ausschließlich eschatologisch bestimmt wäre. Die systematische Theologie müßte dann entweder auf den Begriff verzichten, oder vor seiner Verwendung ausdrücklich feststellen, daß

sie ihn in einem durchaus neuen Sinne gebraucht. Beides wäre möglich, ohne die Lösbarkeit der systematischen Aufgabe in Frage zu stellen. Ist aber das gewonnene Resultat richtig, so folgt, daß auch die moderne Verwendung in der Predigt Jesu einen Anhalt hat. Auch Ritschl hat dann nicht so ganz fehlgegriffen, wenn er auch über das Maß der Uebereinstimmung zwischen dem ursprünglichen Sinn und der modernen Verwendung des Begriffs sich getäuscht hat.